

btb

Buch

Der Gynäkologe Pawel Kukotzki, Abkömmling einer alten Medizinerfamilie, entzieht sich den Zwängen des stalinistischen Systems, indem er zeitweilig die Rolle des verantwortungslosen Trinkers spielt. Aber er ist eine Koryphäe seines Fachs, kann menschliche Schicksale wenden. Durch eine fast aussichtslose Operation rettet er zu Beginn des Zweiten Weltkriegs eine junge Frau vor dem Tod – und verliebt sich in sie. Jelena zieht mit ihrer Tochter Tanja zu ihm, und genau an diesem Tag erhält sie die Nachricht, daß ihr Mann an der Front gefallen ist. Eine schicksalhafte Fügung, denn fortan wird sie von einem Schuldkomplex gequält. Dennoch leben Pawel und Jelena eine harmonische Partnerschaft, bis eines Tages eine hitzige Debatte über das Recht der Abtreibung ihr Glück beendet – und wohl auch Jelenas Krankheit forciert. Mehr und mehr entgleitet ihr das reale Leben. Bald schon sitzt sie nur noch wie eine Puppe im Sessel, während sie im Geiste eine spannende und läuternde Traumreise antritt. Was sie dabei sieht, denkt und durchlebt, spiegelt nicht nur ihre Sehnsüchte und Schuldgefühle, sondern nimmt auch vorweg, was ihre Tochter Tanja erst noch erleben wird. Vor dem Hintergrund eines halben Jahrhunderts russischer Geschichte verbindet »Reise in den siebenten Himmel« in höchster erzählerischer Meisterschaft das Leben einer Hand voll Menschen verschiedener Generationen zu einem vielschichtigen, mitreißenden Roman über Glück und Verzweiflung, Leben und Tod, Schuld und Sühne. Zugleich stellt Ljudmila Ulitzkaja die Frage nach Verantwortung und Moral des Einzelnen angesichts der großen ethischen Fragen unserer Zeit.

Autorin

Ljudmila Ulitzkaja, Jahrgang 1943, arbeitete mehrere Jahre als Genetikerin, bevor sie zu schreiben begann. Seit dem Erscheinen von »Sonetschka« hat sie sich als Autorin weltweit einen Namen gemacht und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. In Deutschland erschienen u. a. die Romane »Medea und ihre Kinder« (1997), »Ein fröhliches Begräbnis« (1998), die Novelle »Sonetschka« (1997) und der Erzählband »Olgas Haus« (1999). Ljudmila Ulitzkaja lebt in Moskau.

Ljudmila Ulitzkaja

Reise in den
siebenten Himmel
Roman

*Aus dem Russischen von
Ganna-Maria Braungardt*

btb

Die russische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
»Kazus Kukockogo« bei EKSMO, Moskau

Die deutsche Übersetzung berücksichtigt nachträgliche
Änderungen der Autorin.

Gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin
mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung
für Wissenschaft, Forschung und Kultur Berlin.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2005

Copyright © 2000 by Ljudmila Ulitzkaja

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001

by Verlag Volk & Welt GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Artothek

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72828-2

www.btb-verlag.de

Die Wahrheit liegt auf der Seite des Todes.

SIMONE WEIL

Erster Teil

Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren alle männlichen Vorfahren von Pawel Alexejewitsch Kukotzki Mediziner. Der erste von ihnen, Awdej Fjodorowitsch, wird in einem Brief von Peter I. erwähnt, den dieser 1698 nach Utrecht schrieb, an den Anatomieprofessor Ruysch, bei dem der russische Imperator ein Jahr zuvor unter dem Namen Pjotr Michailow Anatomievorlesungen gehört hatte. Der junge Herrscher bittet, den Sohn des Apothekergehilfen Awdej Kukotzki »in Gnaden« zum Studium aufzunehmen. Woher der Name Kukotzki kommt, ist nicht belegt, aber der Familienlegende zufolge stammte der Urahn Awdej aus dem Ort Kukuj, wo unter Peter I. eine deutsche Siedlung entstand.

Fortan findet sich der Name Kukotzki immer wieder – auf Urkunden oder in den Namenlisten der 1714 per Zarenerlaß in Rußland eingeführten Schulen, deren Abschluß jungen Menschen von »niederer Geburt« im Staatsdienst den Weg in den Adelsstand öffnete. Nach der Einführung der Beamtenränge erwarben die Kukotzkis durch ihre Verdienste die Zugehörigkeit zum »besten höchsten Adel in allen Ehren und Würden«. Ein Kukotzki wird erwähnt in der Liste der Hörer des Doktor Erasmus aus Straßburg, des ersten westeuropäischen Arztes, der in Rußland, neben anderen medizinischen Disziplinen, »Wehfrauenkunst« lehrte.

Von frühester Kindheit an interessierte sich Pawel Alexejewitsch heimlich für die Beschaffenheit alles Lebendigen. Manchmal, meist in der unausgefüllten Zeit vor dem Abendessen, schlüpfte er unbemerkt ins Arbeitszimmer des Vaters, holte stockenden Herzens aus dem mittleren Regal des Bücherschranks mit den schwe-

ren Schiebeglasscheiben die drei geliebten Bände der einst berühmten medizinischen Enzyklopädie von Platen und ließ sich damit auf dem Fußboden nieder, in der gemütlichen Ecke zwischen Kachelofenvorbau und Schrank. Am Ende jedes Bandes gab es Pappfiguren, einen rotwangigen Mann mit schwarzem Schnurrbart und eine hübsche, aber heftig schwangere Dame mit zu Zwecken des Studiums der Leibesfrucht aufklappbarer Gebärmutter. Wohl wegen dieser Figur, bei der es sich schließlich – wie man es auch drehte und wendete – um eine nackte Frau handelte, verbarg er seine Forschungen vor den Eltern, aus Angst, bei etwas Unschönem ertappt zu werden.

Wie kleine Mädchen unermüdlich ihre Puppen an- und ausziehen, so klappte Pawel stundenlang die Pappmodelle des Menschen und seiner Organe auf und zu. Die Pappmenschen wurden erst ihrer Hauthülle entledigt, dann der rosigfrischen Muskelschichten; die Leber ließ sich herausnehmen, der Lungenbaum auf einem Stamm federnder Tracheen fiel heraus, und schließlich lagen die Knochen bloß, dunkelgelb und völlig tot wirkend. Als sei im Innern des menschlichen Körpers immer der Tod verborgen, nur äußerlich verhüllt von lebendigem Fleisch – doch darüber würde Pawel Alexejewitsch sich erst bedeutend später Gedanken machen.

Hier, zwischen Ofen und Bücherschrank, fand ihn eines Tages sein Vater Alexej Gawrilowitsch. Pawel erwartete einen Rüffel, doch der Vater, der von seiner gewaltigen Höhe auf ihn herablickte, machte nur spöttisch »Hm!« und versprach seinem Sohn etwas viel Besseres.

Das brachte er ihm ein paar Tage später tatsächlich: Leonardo da Vincis Traktat »Dell'anatomia«, auf achtzehn Blättern, mit 245 Zeichnungen, Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Sabaschnikow in Turin herausgegeben. Ein unsagbar prächtiges Buch, eines von insgesamt dreihundert nummerierten Exemplaren, mit einer Widmung vom Herausgeber. Alexej Gawrilo-

witsch hatte einmal einen Angehörigen Sabaschnikows operiert.

Er gab seinem zehnjährigen Sohn das Buch in die Hand und riet ihm:

»Hier, sieh dir das an. Leonardo war der allererste Anatom seiner Zeit. Niemand hat die anatomischen Präparate besser gezeichnet.«

Der Vater sagte noch etwas, aber Pawel hörte nicht mehr hin – das Buch tat sich vor ihm auf, und seine Augen waren wie von hellem Licht geblendet. Die Vollkommenheit der Zeichnungen wurde noch vervielfacht durch die unglaubliche Vollkommenheit des Dargestellten, sei es ein Arm, ein Bein oder der fischförmige dreiköpfige Unterschenkelmuskel, den Leonardo intim »Fisch« nannte.

»Hier unten stehen Naturgeschichte, Zoologie und vergleichende Anatomie«, sagte Alexej Gawrilowitsch zu seinem Sohn. »Du kannst ruhig herkommen und darin lesen.«

Die glücklichsten Stunden seiner Kindheit und Jugend verbrachte Pawel im Arbeitszimmer des Vaters, bewunderte die Hand- und Fußgelenke, die so komplizierte Bewegungen wie Pronation und Supination ermöglichten, staunte, fast bis zu Tränen ergriffen, über die Evolution des Blutkreislaufs von der einfachen Röhre mit dünnen Muskelfasern beim Regenwurm bis zum sagenhaften Wunder des Herzens mit den vier Kammern – ein Rätsel, neben dem ihm das Perpetuum mobile vorkam wie eine Aufgabe für Sitzenbleiber. Die Welt selbst erschien ihm wie ein grandioser ewiger Motor, angetrieben von seinen eigenen Ressourcen, die in der pulsierenden Bewegung vom Lebendigen zum Toten, vom Toten zum Lebendigen steckten.

Der Vater schenkte Pawel ein kleines Messingmikroskop mit fünfzigfacher Vergrößerung. Fortan waren Gegenstände, die man nicht auf den Objektträger legen konnte, für den Jungen uninter-

essant. In der Welt, die nicht ins Blickfeld des Mikroskops paßte, nahm er nur wahr, was den wunderbaren Bildern im Okular glich. Das Muster auf einer Tischdecke zum Beispiel zog seinen Blick an, weil es an die Struktur der quergestreiften Muskulatur erinnerte.

»Weißt du, Eva«, sagte Alexej Gawrilowitsch zu seiner Frau, »ich fürchte, Pawlik wird kein Arzt; mit seinem Kopf sollte er in die Wissenschaft gehen.«

Alexej Gawrilowitsch selbst trug sein Leben lang die doppelte Bürde von Lehre und Heilpraxis – er leitete den Lehrstuhl für Feldchirurgie und gab auch das Operieren nicht auf. In der kurzen Zeit zwischen zwei Kriegen, dem russisch-japanischen und dem russisch-deutschen, begründete er eine moderne Schule der Feldchirurgie. Gleichzeitig versuchte er, das Kriegsministerium zu einer Reform des Systems der Feldlazarette zu bewegen, weil für ihn offensichtlich war, daß der bevorstehende Krieg anders, das gerade angebrochene Jahrhundert ein Jahrhundert der Kriege neuer Dimensionen, neuer Waffen und neuer Militärmedizin sein würde. Das Wichtigste sei deshalb die schnelle Evakuierung von Verwundeten und die Schaffung zentraler spezialisierter Lazarette.

Der deutsche Krieg begann beträchtlich früher, als Alexej Gawrilowitsch vermutet hatte. Er begab sich, wie man damals sagte, auf die Kriegsbühne. Er wurde zum Chef der Kommission ernannt, für deren Schaffung er sich zu Friedenszeiten eingesetzt hatte, und mußte sich förmlich in Stücke reißen, denn der Verwundetenstrom war gewaltig, doch die von ihm geplanten spezialisierten Lazarette standen nur auf dem Papier: Er hatte es zu Friedenszeiten nicht mehr geschafft, die Mauern der Bürokratie zu durchbrechen.

Nach einem heftigen Konflikt mit dem Kriegsminister verließ er die Kommission und kümmerte sich nur noch um die mobilen Lazarette. Seine rollenden Operationssäle, eingerichtet in Pull-

man-Waggons, zogen sich zusammen mit der handlungsunfähigen Armee durch Galizien und die Ukraine zurück. Anfang neunzehnhundertsiebzehn traf eine Artilleriegranate den OP-Wagen, und Alexej Gawrilowitsch fiel zusammen mit seinem Patienten und einer Krankenschwester.

Im selben Jahr wurde Pawel an der Medizinischen Fakultät der Moskauer Universität immatrikuliert, im Jahr darauf wieder exmatrikuliert: Sein Vater war immerhin Oberst der Zarenarmee gewesen. Ein weiteres Jahr später wurde er dank der Fürsprache von Professor Kalinzew, einem alten Freund seines Vaters, der Geburtshilfe und Gynäkologie unterrichtete, wieder Student. Kalinzew nahm ihn zu sich an den Lehrstuhl und stellte sich schützend vor ihn.

Pawel studierte mit derselben Leidenschaft, mit der ein Spieler spielt und ein Trinker trinkt. Seine Lernbesessenheit trug ihm den Ruf eines Sonderlings ein. Anders als seine Mutter, eine verwöhnte und launische Frau, bemerkte er die materiellen Einschränkungen kaum. Nach dem Tod des Vaters, so glaubte er, gab es nichts mehr zu verlieren.

Anfang neunzehnhundertzwanzig mußten sie »zusammenrücken« – in ihrer Wohnung wurden noch drei weitere Familien einquartiert, Witwe und Sohn behielten nur das ehemalige Arbeitszimmer. Die Universitätsprofessoren, die unter der neuen Macht im Amt geblieben waren, konnten ihnen nicht helfen – auch sie hatte man ziemlich eingeeengt, zudem saß ihnen der Revolutionschreck noch in den Knochen: Die neue Macht hatte bereits demonstriert, daß ein Menschenleben, um das diese maroden Intellektuellen zu kämpfen gewöhnt waren, keine Kopeke mehr wert war.

Eva Kasimirowna, Pawels Mutter, hing an materiellen Dingen und war habsüchtig. Sie stopfte in das Arbeitszimmer fast alles, was sie noch aus Warschau besaß: Möbel, Geschirr, Kleidung. Das ehrwürdige Arbeitszimmer des Vaters, einst geräumig und

schlicht, wurde zum Lagerraum, und soviel Pawel die Mutter auch bat, sich von Überflüssigem zu trennen – sie schüttelte nur den Kopf: Es war alles, was ihr vom früheren Leben geblieben war. Dennoch mußte einiges verkauft werden, und so versetzte sie auf dem Flohmarkt nach und nach ihre zahllosen Truhen voller Schuhe, Kragen und Servietten, wobei sie über jeder Kleinigkeit Tränen des endgültigen Abschieds vergoß.

Die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn kühlten ab, wurden immer schlechter, und nach einem weiteren Jahr, als die Mutter den anstößig jungen Philipp Iwanowitsch Lewschin heiratete, der einen kleinen Chefposten bei der Eisenbahn hatte, ging Pawel aus dem Haus, behielt sich aber das Recht vor, die Bibliothek des Vaters weiterhin zu benutzen.

Aber er schaffte es nur selten, zu seiner Mutter zu gehen. Er studierte und arbeitete, übernahm in der Klinik viele Dienste und übernachtete, wo es sich gerade ergab, meist in der Wäschekammer, was ihm die alte Wäschefrau gestattete, die nicht nur Pawels Vater, sondern auch seinen Großvater gekannt hatte.

Er war schon einundzwanzig, als seine Mutter noch ein Kind bekam. Der erwachsene Sohn offenbarte ihr Alter, worunter die sich jung gebende Eva Kasimirowna litt. Sie bedeutete Pawel, daß seine Gegenwart in ihrem Haus unerwünscht war. Die Beziehung zwischen Mutter und Sohn brach ab.

Einige Zeit später trennte sich die Medizinische Fakultät von der Universität, es gab Umstrukturierungen. Professor Kalinzew starb, an seine Stelle kam ein anderer, ein Günstling der Partei, ohne jeden wissenschaftlichen Ruf. Seltsamerweise war er Pawel wohlgesonnen, er behielt ihn als Assistenten am Lehrstuhl. Der Name Kukotzki war in Medizinerkreisen genauso bekannt wie Botkin und Pirogow.

Pawels erste wissenschaftliche Arbeit galt bestimmten Gefäßanomalien, die zu Fehlgeburten im fünften Schwangerschaftsmonat führten. Die Anomalie betraf die kleinsten Kapillargefäße

und interessierte Pawel deshalb, weil er über Möglichkeiten nachdachte, die Prozesse in den peripheren Bereichen von Blutkreislauf- und Nervensystem zu beeinflussen; sie schienen ihm leichter zu steuern als die in zentralen Abschnitten. Wie alle Assistenten betreute Pawel Patienten in der Klinik und hielt zweimal wöchentlich Sprechstunden ab.

Als Pawel eines Tages eine Frau untersuchte, die immer wieder im vierten oder fünften Schwangerschaftsmonat Fehlgeburten hatte, stellte er fest, daß er ein Magengeschwür mit Metastasen sehen konnte – sehr deutlich eine in der Leber, etwas schwächer eine im Mittelfell. Er unterbrach die Untersuchung nicht, überwies die Patientin aber an einen Chirurgen. Nachdem sie gegangen war, saß er noch lange im Sprechzimmer, bevor er die nächste Patientin aufrief, und versuchte zu verstehen, was ihm da widerfahren war, wieso er diese schematische farbige Darstellung einer fortgeschrittenen Krebserkrankung gesehen hatte.

Von diesem Tag an verfügte Pawel Alexejewitsch Kukotzki über diese sonderbare, aber nützliche Gabe. Er nannte sie seinen »Innenblick« und forschte in den ersten Jahren vorsichtig, ob vielleicht einer seiner Kollegen etwas Ähnliches kannte, wurde aber nie fündig.

Mit den Jahren festigte sich seine innere Sehkraft, sie wurde schärfer und gewann an Differenzierung. In manchen Fällen sah er sogar Zellstrukturen, die mit Ehrlichs Hämatoxin gefärbt schienen. Böartige Veränderungen hatten eine intensive lila Färbung, Bereiche aktiver Wucherungen flimmerten in feinkörnigem Purpurrot. Einen Embryo sah er ab den ersten Tagen der Schwangerschaft als leuchtendes hellblaues Wölkchen.

Es gab Tage und Wochen, da sein »Innenblick« verschwand. Pawel Alexejewitsch arbeitete weiter, untersuchte Patienten, operierte. Die gewohnte professionelle Sicherheit verließ ihn nicht, aber im Innern regte sich leise Unruhe. Der junge Doktor war natürlich Materialist und duldete keine Mystik. Sein Vater und er

hatten immer über die Mutter gespottet, die mondäne Sitzungen mit Tischerücken besuchte und mystischen Magnetismus-Albernheiten frönte.

Pawel Alexejewitsch behandelte seine Gabe wie ein autonomes, von ihm unabhängiges Wesen. Er quälte sich nicht mit Fragen über die Natur dieser Erscheinung, er nahm sie als ein nützliches Hilfsmittel für seinen Beruf. Allmählich stellte sich heraus, daß sein »Innenblick« ein Asket und Frauenhasser war. Selbst ein zu üppiges Frühstück beeinträchtigte ihn, so daß Pawel Alexejewitsch sich angewöhnte, ohne Frühstück auszukommen und erst mittags oder, wenn er nachmittags Sprechstunde in der Poliklinik hatte, abends zu essen. Was die körperliche Nähe mit Frauen anging, so schloß sie stets für eine Zeitlang jede Durchsichtigkeit der von ihm untersuchten Patienten aus.

Er war ein guter Diagnostiker, seine medizinische Praxis hatte eine solche unlautere Stütze im Grunde nicht nötig, aber die wissenschaftliche Arbeit schien um Hilfe zu bitten: Das Schicksal der Gefäße barg Geheimnisse, die sich ihm jeden Moment zu öffnen versprachen. So geriet sein Privatleben in einen gewissen Konflikt zu seiner Wissenschaft; er trennte sich von seiner punktuellen Bindung, einer OP-Schwester mit kalten, sicheren Händen, und ging Liebesbeziehungen vorsichtig aus dem Weg; er empfand eine leise Scheu vor dem weiblichen Drang zum Vereinnahmen und gewöhnte sich an die Enthaltbarkeit. Sie war für ihn keine schwere Prüfung – wie alles, was man sich selbst erwählt. Hin und wieder gefiel ihm mal eine Krankenschwester oder eine junge Ärztin, und er wußte sehr gut, daß er jede hätte haben können, aber sein »Innenblick« war ihm wichtiger.

Seine freiwillige Keuschheit mußte er ständig verteidigen – er war allein, gemessen an der bettelarmen Zeit reich, auf seinem Gebiet berühmt, nicht unbedingt schön, aber männlich und durchaus anziehend, und aus all diesen Gründen, von denen bereits einer gereicht hätte, setzte jede Frau, die seinen interessierten Blick

bemerkte, sofort zu einem solchen Sturm auf ihn an, daß Pawel Alexejewitsch oft nur mit knapper Not entkam.

Einige seiner Kolleginnen vermuteten sogar einen Defekt, den sie seinem Beruf zuschrieben: Was für ein Verlangen konnte schon ein Mann empfinden, der jeden Tag von Berufs wegen mit sensiblen Fingern im geheimsten weiblichen Dunkel herumtastete?

2

Außer der traditionellen Neigung zur Medizin hatten die Männer der Familie Kukotzki noch eine weitere Eigenheit: Sie eroberten ihre Frauen wie Kriegstrophäen. Der Urgroßvater hatte eine gefangene Türkin geheiratet, der Großvater eine Tscherkessin, der Vater eine Polin. Der Familienüberlieferung zufolge waren alle diese Frauen, eine wie die andere, irrsinnig schön. Doch die Beimischung von fremdem Blut hatte kaum Einfluß auf das Äußere dieses Stammes kräftig gebauter Männer mit hervortretenden Backenknochen und früher Glatze. Ein Porträt des Urahnen Awdej, eine Lithographie eines unbekanntenen Meisters eindeutig deutscher Schule, von Pawel Alexejewitschs Nachkommen bis heute aufgehoben, zeugt von der Dominanz dieses Blutes, das die Familienmerkmale durch die Zeiten bewahrte.

Auch Pawel Alexejewitschs Ehe war im Krieg geschlossen, schnell und überraschend. Seine Frau Jelena Georgijewna war allerdings weder Gefangene noch Geisel; zum erstenmal sah er sie im November zweiundvierzig in der sibirischen Kleinstadt W., wohin die Klinik, die er leitete, evakuiert worden war, und zwar auf dem Operationstisch. Ihr Zustand war so, daß Pawel Alexejewitsch begriff: Das Leben dieser Frau, deren Gesicht er noch nicht gesehen hatte, lag nicht in seiner Hand. Sie war mit dem Notarztwagen eingeliefert worden, ziemlich spät. Sehr spät.

Mitten in der Nacht wurde Pawel Alexejewitsch von seiner Assistentin Valentina Iwanowna gerufen. Sie war eine erstklassige Chirurgin und wußte, daß er ihr vollkommen vertraute, aber dies war ein besonderer Fall. Warum, hätte sie nicht erklären können. Sie schickte jemanden zu ihm nach Hause, ließ ihn wecken und bat ihn zu kommen. Als er den Operationssaal betrat, schon gewaschen, bereit zur Operation, setzte sie gerade das Skalpell an, um die vorbereitete Bauchdecke aufzuschneiden.

Er stand hinter Valentina Iwanowna. Sein besonderer Blick schaltete sich ganz von selbst ein, und er sah nicht mehr das Operationsfeld, an dem Valentina Iwanowna hantierte, sondern den gesamten weiblichen Körper – die überaus anmutige, leichte Wirbelsäule, den schmalen Brustkorb mit den feinen Rippen, das ein wenig zu hoch gelegene Zwerchfell, das sich langsam zusammenziehende Herz, beleuchtet von einer blaßgrünen Flamme, die im Takt mit dem Muskel flackerte.

Er sah – und niemand hätte das verstanden, niemandem hätte er dieses Gefühl erklären können – einen vollkommen vertrauten Körper. Selbst der dunkle Fleck am rechten oberen Lungenflügel, Spur einer Tuberkulose in der Kindheit, war ihm so lieb und bekannt wie die Umrisse eines Flecks auf der Tapete am Kopfende des Bettes, in dem man jeden Abend einschläft.

Das Gesicht der jungen, von innen so wunderbar gebauten Frau zu betrachten war ihm irgendwie peinlich, dennoch blickte er kurz über das weiße Laken hinweg, das sie bis zum Kinn bedeckte. Er bemerkte lange braune Augenbrauen mit einer buschigen Franse am Ansatz und schmale Nüstern. Und kreideweiße Blässe. Aber die Verlegenheit, die er beim Betrachten ihres Gesichts empfand, war so groß, daß er den Blick senkte, dorthin, wo der perlmuttfarbene gewundene Darm liegen mußte. Der Wurmfortsatz war geplatzt, Eiter in die Darmhöhle gelangt. Bauchfellentzündung. Genau das hatte auch Valentina Iwanowna festgestellt.

Eine schwache gelbrosa Flamme, die nur er sehen konnte, lauwarm und duftend wie eine seltene Blume, erleuchtete die Frau und war zugleich ein Teil von ihr.

Außerdem registrierte er, daß die Hüftgelenke wegen der zu flachen Gelenkpfanne sehr labil waren. Eigentlich nahe an der Luxation. Und das Becken war sehr schmal, bei einer Geburt konnte die Schamfuge gedehnt werden oder gar reißen. Aber die Gebärmutter war reif, sie hatte bereits eine Schwangerschaft hinter sich. Es war also einmal gutgegangen. Die Vereiterung hatte bereits beide Eierstöcke erfaßt sowie die dunkle, bangende Gebärmutter. Das Herz schlug schwach, aber ruhig, doch die Gebärmutter strömte Entsetzen aus. Pawel Alexejewitsch wußte seit langem, daß die einzelnen Organe auch ihre eigenen Gefühle haben. Aber konnte man das etwa laut sagen?

Ja, Kinder wirst du nicht mehr gebären. Er ahnte noch nicht, von wem die vor seinen Augen sterbende Frau keine Kinder mehr bekommen würde. Er schüttelte den Kopf, um die Geisterbilder zu verscheuchen. Valentina Iwanowna hatte die Darmwindung glattgezogen und war zum Wurmfortsatz vorgedrungen. Alles war voller Eiter.

»Alles säubern. Alles raus.«

Nicht mehr zu retten. Verfluchter Beruf, dachte Pawel Alexejewitsch, bevor er Valentina Iwanowna die Instrumente abnahm.

Pawel Alexejewitsch wußte, daß Ganitschew, der Leiter des Hospitals, Penicillin besaß. Er war ein Dieb und Schieber, Pawel Alexejewitsch aber etwas schuldig. Doch würde er ein paar Ampullen rausrücken?

In den ersten Tagen, als Jelena nicht starb, aber auch nicht recht lebte, sah Pawel Alexejewitsch in der durch einen Wandschirm abgeteilten Ecke des Krankenzimmers nach ihr und spritzte ihr eigenhändig Penicillin, das für verwundete Soldaten bestimmt war und ihnen nun zum zweitenmal gestohlen wurde. Sie kam nicht zu Bewußtsein. Dort, wo sie sich befand, gab es sprechende Wesen, halb Menschen, halb Pflanzen, und ein Sujet, bei dem sie so etwas wie die Hauptheldin war. Fürsorglich auf ein riesiges weißes Leintuch gebettet, hatte sie das Gefühl, selbst dieses Leinen zu sein, und leichte Hände schienen an ihr zu nähen, jedenfalls spürte sie das Stechen winziger Nadeln, und dieses Stechen war sogar angenehm.

Außer diesen liebevollen Nähern waren da noch andere Personen, feindselige, Deutsche wohl, vielleicht sogar in Gestapo-Uniformen, und sie wollten nicht nur einfach ihren Tod, sondern mehr, Schlimmeres als den Tod. Dabei sagte etwas Jelena, daß das alles nicht ganz wirklich war, halb Täuschung, und daß bald jemand kommen und ihr die Wahrheit eröffnen würde. Überhaupt ahnte sie, daß alles, was mit ihr geschah, mit ihrem Leben und Tod zusammenhing, daß aber dahinter etwas viel Wichtigeres stand, und das hatte mit der Offenbarung der endgültigen Wahrheit zu tun, die wichtiger war als das Leben selbst.

Einmal vernahm sie ein Gespräch. Eine tiefe Männerstimme verlangte nach einem Blutbild. Die Stimme einer alten Frau wies ihn ab. Jelena stellte sich das Blutbild als einen großen Glaskasten mit summenden farbigen Röhren vor, die auf geheimnisvolle Weise mit der Gebirgslandschaft zu tun hatten, in der das alles geschah.

Eines Tages waren auf einen Schlag die Landschaft, die farbigen Röhren und die imaginären Wesen verschwunden, und sie spürte, daß jemand auf ihr Handgelenk klopfte. Sie öffnete die

Augen. Das Licht war so grob und hart, daß sie blinzelte. Ein Mann, dessen Gesicht ihr bekannt vorkam, lächelte und sagte:

»Na also, sehr schön, Jelena Georgijewna.«

Pawel Alexejewitsch war verblüfft: Ihre Augen schienen viel größer als das ganze Gesicht.

»Waren Sie das, dort?« fragte sie Pawel Alexejewitsch.

Ihre Stimme war schwach, wie aus Papier.

»Kann durchaus sein.«

»Wo ist Tanetschka?« fragte sie, aber die Antwort hörte sie nicht mehr; sie schwebte wieder zwischen Farbflecken und sprechenden Pflanzen.

Tanetschka, Tanetschka, Tanetschka, sangen Stimmen, und Jelena beruhigte sich: Alles war in Ordnung.

Bald darauf kehrte sie endgültig zurück. Alles rückte an seinen Platz: die Krankheit, die Operation, das Krankenzimmer. Der aufmerksame Doktor, der sie nicht hatte sterben lassen.

Wassilissa Gawrilowna kam sie besuchen, ein Auge durch ein Leukom getrübt, auf dem Kopf ein bis zu den Augenbrauen heruntergezogenes dunkles Tuch. Sie brachte Moosbeerensaft und dunkles Gebäck. Zweimal hatte sie die Tochter mit.

Der Doktor sah anfangs zweimal am Tag nach Jelena, dann kam er wie zu allen nur noch bei der morgendlichen Visite. Der Wandschirm wurde weggeräumt. Jelena stand nun wie die anderen Patienten auf und lief allein zum Waschbecken am Ende des Flurs.

Drei Monate behielt Pawel Alexejewitsch sie auf seiner Station.

Jelena hatte in einem morschen Holzhäuschen am Stadtrand eine Ecke gemietet, abgeteilt durch einen Kattunvorhang. Die Hausherrin, die ebenfalls morsch aussah, war äußerst zänkisch. Vor Jelena hatte sie bereits vier Untermieter rausgeworfen. Die sibirische Stadt, in der vor dem Krieg kaum fünfzigtausend Einwohner lebten, platzte vor Evakuierten aus den Nähten: ein Rüstungsbetrieb, in dessen Konstruktionsbüro Jelena arbeitete, ein

Medizinisches Institut mit dazugehörigen Kliniken und zwei Theater. Abgesehen von den Häftlingsbaracken unweit der Stadt war hier in den Jahren der Sowjetmacht keine einzige menschliche Behausung gebaut worden. Die Menschen lebten dichtgedrängt wie die Ölsardinen, nutzten jeden Spalt, jede Höhle.

Am Tag vor Jelenas Entlassung fuhr der Doktor mit Dienstauto und Chauffeur zu ihrer Wohnung. Die Hausherrin erschrak vor dem Auto und verkroch sich in der Kammer. Auf Pawel Alexejewitschs Klopfen öffnete Wassilissa Gawrilowna. Er hatte sie kaum begrüßt, da traf ihn der Geruch von Abfall und Unsauberkeit. Ohne seinen Schafpelz auszuziehen, war er mit drei Schritten bei dem Vorhang, schlug ihn beiseite und warf einen flüchtigen Blick in das Armennest. Tanja saß mit einem weißen Kätzchen auf dem großen Bett in einer Ecke und sah ihn erschrocken, aber mit Interesse an.

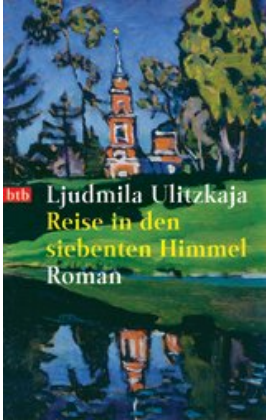
»Packen Sie schnell Ihre Sachen, Wassilissa Gawrilowna, wir ziehen um«, sagte er zu seiner eigenen Überraschung.

Die schwierige Patientin in einer solchen Kloake zu lassen, nachdem sie sich wie durch ein Wunder wieder aufgerappelt hatte, war undenkbar.

Nach fünfzehn Minuten war der ganze Hausrat in einem großen Koffer und einem Bündel verstaut, Tanja angezogen, und die drei Mädchen, die junge Katze eingerechnet, saßen auf dem Rücksitz des Autos.

Pawel Alexejewitsch fuhr sie zu sich nach Hause. Die Klinik war in einer alten Villa untergebracht, Pawel Alexejewitschs Wohnung lag im selben Hof in einem Anbau. Früher waren hier einmal Gesindestube und Küche gewesen. Man hatte den großen Ofen repariert – hier wurde das Essen für die Patienten gekocht – und den Raum geteilt, so daß Pawel Alexejewitsch zwei Zimmer mit separatem Eingang bewohnte. In einem Zimmer brachte er nun diese Familie unter. Seine künftige Familie.

Am ersten Abend, allein mit Tanja – Jelena sollte erst am näch-



Ljudmila Ulitzkaja

Reise in den siebenten Himmel

Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-72828-2

btb

Erscheinungstermin: Januar 2003

Russland am Ende der Revolution. Der berühmte Gynäkologe Pawel Kukotzki will sich den allgegenwärtigen Zwängen des neuen Systems nicht unterordnen und flüchtet in die Rolle des verantwortungslosen Trinkers. Doch dann rettet er einer jungen Frau mit einer fast aussichtslosen Operation das Leben und verliebt sich in sie. Jelena zieht mit ihrer Tochter Tanja zu Pawel - und erhält am selben Tag die Nachricht vom Tod ihres Mannes. Das Gefühl, an seinem Tod mitschuldig zu sein, wird sie nie wieder verlassen. Über viele Jahre leben Pawel und Jelena in einer harmonischen Ehe. Es gelingt ihnen immer wieder, sich dem gierigen Griff des Sowjetregimes zu entziehen - bis eine schreckliche Auseinandersetzung ihr Glück zerstört. Vor dem Hintergrund eines halben Jahrhunderts russischer Geschichte erzählt dieses grandiose Epos von Schuld und Sühne, von Glück und Verzweiflung, von Leben und Tod.